

15] Helge Bendels Luftschlösser.

Ein Chicago-Roman von Henning Berger.

Helge aß seine Brüste und dachte mit einem eigentümlichen inneren Erbeben, das er noch nie verspürt hatte, daran, daß die zwei geheimnisvollen Schwedinnen im Grand Pacific Hotel wohnten. Er würde sie wiedersehen, sie würden vielleicht ins Kontor kommen — er war zufällig gerade in der Passagierabteilung, sie fragte etwas, er fand Gelegenheit, ihr eine Auskunft zu geben, ehe der Schalterbeamte kam — und die Verbindung war geschlossen. Zum erstenmal trieb es ihn nach dem Kontor.

Aber wenn sie schon abgereist waren? Er fühlte eine Art Stoß gegen die Brust. Nein, das war unmöglich. Das Bild des Kontors, des strahlenden Hotelgartens, des ganzen Hauses, ja, der ganzen Straße, der Wolkenträger, der ganzen Stadt wurde kohlschwarz, wie eingerußt von Rauch, bei diesem Gedanken. Er empfand eine nervöse Angst, wie rinnendes, warmes Wasser rieselte es unter seiner Haut, es schmerzte im Zwerchfell, er wollte vom Stuhl aufstehen und aufschnellesen und wie eine Kugel die Wand durchschießen, schnurgerade bis hinab zur Ecke der Clark Street. Und gleichzeitig packte ihn eine unüberwindliche Lust, Griff von all dem zu erzählen.

Er schielte zu Griff hinüber, um dessen Miene zu erforschen — ob sie düster wäre oder resigniert. Aber Hugo Griff sah mit einem rätselhaften Lächeln da und zerkrümelte ein Stück Brot. Die blauen Augen träumten weit geöffnet in ferne Erinnerungen.

Helge hatte nicht den Mut, ihn zu stören. Auch war er seiner selbst nicht recht sicher. Er fühlte, er würde rot werden, sich durch einen Ausdruck im Blick, ein Bittern der Stimme verraten. Es war lächerlich, lächerlich, lächerlich — aber es war so.

Ein Teil der essenden oder schlingenden Herren war fertig und erhob sich ohne Zeremonie, mit den Stühlen scharrend, und schmahend und saugend wie Rüsselschweine. Sie rollten nachlässig ihre Servietten zusammen, knüpften die verschiedenfarbigen Wandenden darum, an denen die fleckigen Visitenkarten befestigt waren, und schleuderten die Rolle auf den Serviertisch. Ein allgemeines Bahngestöhrene war im Gang, sogar die Damen rissen den Mund auf für die kleine chinesischen Hölzchen und zeigten doppelte Reihen von Goldplomben — eine amerikanische Mode, zu prohen, als wären die goldbeschlagenen Bahnstummel Ringe oder sonstiger Schmuck. Die Herren steckten pechschwarze, feuchte Morgenzigarren an und stürzten davon, die Zigarre in einem Mundwinkel und fünf Bahnstocher im anderen.

Griff war aus seiner Entrücktheit erwacht.

— Wie steht's im Kontor? sagte er mit seiner weichen, kultivierten Stimme.

Helge freute sich. Das war ja famos, daß der andere den Anfang machte.

— O, wie gewöhnlich. Noch ist er nicht da.

Griff und Hannover waren bis aufs Z-Lipfeldchen in die Widerwärtigkeiten des Kontors eingeweiht und erwarteten mit genau derselben Spannung und Unruhe wie Helge Herrn Wolseys Ankunft.

— Was, noch immer nicht! sagte Hugo teilnehmend.

Jetzt knurrte Hannover. Seine Stimme war raubhorstig und tief, aber sie konnte auch freundlich sein, und dann klang sie wie die eines Knaben im Stimmbruch.

— Und Du, Hugo?

Griff schnitt eine unbeschreibliche Grimasse, zusammengekehrt aus Ueberdruß, Gleichgültigkeit und notgedrungenem Interesse:

— Sie reden die ganze Zeit von einer Konsolidierung mit der Commercial-National. Dann geh' ich. Ich habe ein Anerbieten aus dem Süden, das verdammt vielversprechend ist für einen, der Karriere machen möchte. Aber was aus den Verheirateten werden soll, das ist eine andere Frage. Sie laufen auch herum mit Gesichtern — ganz grün vor Unruhe...

— Und Freund Mauritz?

Mauritz Hannover grunzte etwas Unverständliches. Schließlich vernahm man ein barsches:

— Schandpack!

Das war nicht auf Griff oder Bendel gemünzt, sondern galt unsichtbaren Feinden. Hugo und Helge nickten auch verständnisvoll, und der erstere sagte in seinem freundlichen, teilnahmsvollen Ton:

— Ist es so schlimm, alter Junge?

Muß neue vernahm man ein unterirdisches Donnern, und darauf erfolgte die Eruption in drei starken Stößen:

— Teufel! Esel! Idioten!

Die Worte waren auf Schwedisch hervorgestoßen, und die Ausländer blickten mißtrauisch nach der Gesellschaft am Tischende hin, während die Schweden verlegen lächelten.

Aber Doktor Hannover ließ sich das nicht anfechten. Im Gegenteil — er schlug mit seiner starken, braunen Massagefaust hart auf den Tisch, so daß die Grüteteller wackelten und Frau Brantstrom unruhig zur Küchentür hereinspähte.

— Komm', komm', Mauritz! Und Griff legte beruhigend seine feine Violinhand auf den Arm des Freundes, an dem die Riefenmuskeln anschwellen.

— Ja, glockt nur, ihr verfluchten Ignoranten, knurrte Hannover und verzog sein Lavagesicht zu den unheimlichsten und seltsamsten Fratzen, — glockt nur!

Und nun kam die Erklärung. Diesmal waren es nicht die Ränke und Verleumdungen und Hintertreibungen der Scharlatans — der quacksalbernden Landsleute, die, im allgemeinen ungebildet, aber auch aus verabschiedeten Leutnants, Staffierern und Unglücksbögen aus alten Familien zusammengesetzt, auf den Einfall kamen, Massageinstitute zu errichten ohne eine Spur von Fachkenntnissen, oder auch sich auf einer „Universität“ auszubilden, wo sie nach wenigen Monaten ein obskures „Diplom“ erhielten, das ihnen den Titel „Doktor“ — in mystischer Heilkunde — verlieh. Diesmal waren es die Amerikaner.

— Der „Inter Ocean“, sagte Hannover düster, diese verdammte Zeitung, die prinzipiell alle Schweden haßt, hat sich gestern geweigert, ein Inserat von mir aufzunehmen, „da sie nicht anders annehmen könnten, als daß hinter einem Etابلissement, in dem Massage erteilt wird, etwas Unsitliches sich verstecke“. Mit anderen Worten, daß mein Handwerk, meine Wissenschaft — oh, es ist zu teuflisch! — daß — daß mein Lokal ein Bordell sei!!

Griff brach in ein herzliches Lachen aus, so unmittelbar, daß Helge und Mauritz angesteckt wurden. Und die Gewitterwolke zog vorüber.

— Hugo, sagte Bendel mit einem Versuch, gleichgültig zu lächeln, hast du jemals von den „zwei Fanchettis“ — oder so ähnlich — gehört? Schwestern, die Schwedinnen sein sollen?

Sein Herz klopfte wie nach einem Laufmarsch hinter einem der letzten Kadelwagen her.

— Fanchetti? Nein. Was ist denn das wieder für ein neuer Unfug? Das klingt doch italienisch.

Hannover fiel ein:

— Weshalb nicht Maffaroni?

Ihnen schräg gegenüber saß eine junge Dame mit auffallend guter Figur — mochte es nun ein Werk der Kunst oder der Natur sein. Sie war Modell in einer großen Mantelfirma. Diese sagte jetzt auf Schwedisch:

— Ich kenne die Schwestern Fanchetti, Mr. Griff. Sie sind Schwedinnen und heißen Melgström. Ihr Vater war Gutsbesitzer und hatte ein großes Gut bei Kristianstad. Ich selber bin auch aus Kristianstad. Wir waren Schulkameradinnen, ich und Lilly und Elin — Willie heißt sie jetzt auf dem Programm. Villy ist die ältere...

Das Modell hatte den englischen Akzent vergessen und redete in breitem Skandisch.

Bendel erzählte jetzt ausführlich sein unschuldiges Abenteuer von gestern, und durch die Farbengebung, in die weniger sein Auge, als sein Gehirn alles einkleidete, erhielt die Sache etwas Vergrößertes, Phantastisches, wie wenn über einen gewöhnlichen Ledermannemann ein glänzender, flimmernder Simono geworfen würde, und riß darum die Zuhörer mit sich. Seine eigene, eingesperrte, gefesselte Phantasie erhitte sich daran, so daß er wie gewöhnlich auf Minuten die grauen und trüben Dimensionen der Wirklichkeit vergaß, Zeit und Raum durchbrach und hinüberschwebte in ein Traumland,

einen lockenden Raum, in dem Weite über Weite emporstieg in spielenden Lichtern und Farben. Als er plötzlich, schwindelnd auf den Zinnen, stillestand und sich umsah, merkte er, daß das schwedische Mantelmodell mit offenem Mund dasaß, und daß Griff und Hannover ihn lächelnd betrachteten. Wie eine rote Wolke fühlte er das Blut in den Wangen brennen und über seine Stirn streichen. Da war er wieder einmal dem Taumel verfallen. . . Griff bemerkte seine Verwirrung und schlug ihm aufs Knie. Hannover begann mit der Schwedin zu scherzen, indem er ihren spanischen Tonfall nachahmte, was von seiten des grimmigen Masseurs einen galanten Scherz vorstellen sollte. Und währenddessen fand Griff Zeit, Selge zuzuslüstern:

— Junge, was ist mit Dir? Zum Teufel, darum brauchst Du Dich doch nicht zu schämen! Das zeigt doch bloß, daß Du noch Feuer hast unter der Asche. Andere arme Teufel haben sich so lange hier herumgetrieben, daß sie durch und durch hölzern geworden sind; nichts als außen die Rinde; und innen Holz — Holz — Holz — Nicht einmal das mehr — wurmfressig und verrottet — ah, pfui Teufel!

Und als Bendel, noch viel verlegener als zuvor, mit Tränen in den Augen dasaß wie ein empfindsamer Backfisch, fuhr er in ernstem Ton fort, indem er ihn aufmerksam betrachtete:

— Du sprichst von ihr — von dieser Varietéfängerin —, als wäre sie eine Märchenprinzessin; und wer weiß, vielleicht ist sie das auch. Du müßtest sie kennen lernen; das ist das Beste für Dich. Da läufst Du in den Seelen dieser verdammten Linie, für ein bettelhaftes Gehalt, und wirfst zuletzt wie alle anderen hier! Wir alle hätten das nötig! Was tut's, ob es auch die größte Schimäre ist, die es auf der Welt gibt! Glaubst Du, ich wüßte nichts von Deinen Veruchen, über das Gitter hinauszulattern? Einmal war es die Malerschule, und dann war es die Bibliothek. Bei mir war's dasselbe; ich hab' meine Violine herausgeholt und die schwierigsten Etüden von Paganini und Spohr durchgeschuffet — denk' bloß! Und das hoch oben in einem Boardinghouse in einer Kammer, nicht größer als eine Garderobe. Bis mir der Arm brannte und ich zu Boden taumelte und wußte, wo ich hingehörte! Nein Du, damit geht's nicht. Aber solch eine Prinzessin aus Fleisch und Blut — die vielleicht bringt einen so weit, daß man rebelliert, daß man protestiert, sich etwas vornimmt, ehe es zu spät ist. Ja, ja, Du; ich meine es gut. Aber ich glaube nicht an Malerei und Musik und Kunst für uns! Das ist bloß — wie die Bücher bei Martell in Newberry — etwas, das uns hilft, äußerlich die Illusion aufrechtzuhalten. Wirklich ist es nicht, und das ist der Fehler.

(Fortsetzung folgt.)

Das Pferd.

Skizze von Chriestl Buhse.

Witten auf der neugedeckten Chaussee saßen die Kinder im Sande und spielten. Das Bild steht mir noch scharf vor Augen, und ich glaube, ich werde es zeitlebens vor mir sehen, wie mir die folgende Szene überhaupt in der Erinnerung bleiben wird. Es waren ein Mädchen von sieben oder acht Jahren, mit rotem Gesicht, großen, blauen, treuherzigen Augen, recht schwarzem, dichten Haar, das ihr unordentlich um den Kopf und in den Nacken hing, ein Bube von vier oder fünf Jahren, dick, rotig und blond, der wie ein Zwerg aussah in der zu weiten und zu langen gestickten Hoie, die von abgenutzten Trägern gehalten wurde, deren Schnallen fast die kleinen Schultern berührten, und endlich ein kleines Kind, das im Mädchen dasaß, mit großen, ausdruckslosen Augen und einem blonden Büschelkopf mit kleinen Löckchen.

Ich weiß nicht, was sie spielten. Wahrscheinlich gar nichts. Mit den schmutzigen Händen rührten sie im Sande, jounten sich und spielten wie junge Tiere in der lauen Frühlingsluft. Niemand behütete sie. Der ganze kleine Weiler schien selbige Mittagsruhe zu halten. Wie verlassen lauerten sich die wenigen Hütchen zu beiden Seiten der Landstraße, die sich endlos und schnurgerade zwischen zwei Reihen Buchenbäume hinzog.

Vor der einzigen Schenke des Ortes hatte ich mich im Schatten auf eine Bank gesetzt und war selbst halb eingeschlummert, denn ich hatte eine lange Radtour hinter mir. An diesem entzündenden, warmen Raitage hatte ich schon etwa vierzig Kilometer zurückgelegt, und das Ziel meines Ausfluges war fast noch mal so weit. So schlummerte ich denn ein wenig, mit geschlossenen Augen, die kurze englische Pfeife im Munde, aus der ich hin und wieder einen keinen Zug tat, und ein süßes Wohlbehagen rieselte mir durch die Glieder.

Da plötzlich ließen mich durchdringende Schreckensschreie auffahren. Ich sprang auf, und als sei ich vom Blitz getroffen, bannte das fürchterliche Schauspiel mich auf den Boden fest.

Da auf der Straße gerade vor mir, wo eben noch die Kinder umherkrochen, kam ein großer, schwerer Karren mit Segeltuchdach, von einem kräftigen Braunen gezogen. Der Sand dämpfte das Rollen der Räder zu einem leichten Knirschen. Und während ich die zitternden Hände an die Schläfen preßte und den Mund öffnete, ohne daß ich jedoch ein Wort hervorbringen vermochte, gewahrte ich mit dem gleichen blißschnellen Blicke, daß der Fuhrmann schlafend auf dem Bauche unter dem Verdeck lag. Die beiden größeren Kinder, der Knabe und das Mädchen, hatten sich an den Graben der Landstraße gesüßet. Der Kleine aber, das Bübchen, war sorglos mitten auf dem Wege sitzen geblieben und ahnte nichts von der furchtbaren Gefahr. Es blieb mir nicht einmal Zeit, hinzuzutreten — schon ging das Pferd über ihn hinweg.

Doch nein, nicht über ihn hinweg. Gerade im Augenblick, da ich meinte, die Hufe würden das Kind zermalmen, blieb das Tier eine Viertelsekunde stehen und senkte den Kopf zu dem Kleinen, wie um Bitterung zu nehmen. Dann spreizte es die Vorder- und Hinterbeine weit auseinander und schritt langsam mit dem Karren über ihn hinweg, ohne ihn auch nur zu streifen.

Rufen und Schreien erscholl und Türen wurden heftig aufgerissen. Der Knabe und das Mädchen keulten unter den Schlägen, die sie bekamen. Und bleich, mit aufgelöstem Haar stürzte ein fassungsloses Weib hinzu und hebt den Kleinen unverseht auf. Von dem Lärm wacht auch der Fuhrmann auf, springt von dem Karren, wendet sich um, und als er sieht, was da eben vorgefallen, stößt er schreckliche Flüche und Verwünschungen aus und schlägt aus Leibesträften mit der Peitsche auf das Tier ein.

Erst da lege ich mich ins Mittel — mit Tränen in den Augen stürze ich hinzu. Erwürgen möchte ich diesen Menschen. Doch ohne zu begreifen, wie dies vor sich ging, noch wie es möglich war, beruhige ich mich schon wieder, noch bevor ich ihn erwische. Vollständig ruhig bin ich, als ich die Hand auf seinen Arm lege und mit sanfter, verböhnender Stimme zu ihm jage:

„Schlage das Tier nicht, Kamerad. Komme lieber eins trinken.“

Er hört auf zu schlagen, wendet sich um und sieht mich mißtrauisch, noch immer zornfunkelnden Auges an. Und ich muß es offen gestehen: ein unaufgeklärtes und unerklärliches Drama spielt sich in meiner Seele ab. Wenn er noch einmal, wenn er nur noch ein einziges Mal auf das Tier losschlägt, stürze ich mich auf ihn, werje ihn nieder und erwürge ihn. Das ist sicher, ich fühle es. Schlägt er nicht mehr, so verzeihe ich ihm, und ich habe das Gefühl, ein gutes Werk damit zu tun. Zum erstenmal wird meine Sanftmut ein wenig menschliches Empfinden und Mitleid in ihm wecken, die dann in Zukunft sich noch oft in ihm regen werden.

Er schlägt nicht mehr.

In der seltsamen Glut meines Blickes muß er wohl gelesen haben, was sonst unvermeidlich geschehen würde. Wie bei der Verdürrung eines sympathischen Fluidums muß er wohl in seiner verwilderten Seele die Sanftmut und das Mitleid empfunden haben, die meinem Herzen entstrahlen. Da plötzlich ist er ganz beknüppelt — er wirft die Peitsche über das Segeltuch und hält das Pferd an.

Ich wende mich um. In dem Gewirr der lebhaft gestikulierenden Leute, die sich inzwischen angesammelt haben, rufe ich die Wirtin und bestelle zwei Glas. Dann gehe ich zum Pferde, nehme den Kopf zwischen die Hände und liebe es, liebe es in bebender Rührung.

„Fuhrmann, ich kann ihm doch ein wenig Hafer geben, nicht wahr?“

„Reinetwegen,“ antwortete der Mann leise, fast beschämt.

Die Frau kommt mit den Gläsern, und wir stoßen an. Ich verlange eine Portion Hafer für das Pferd. Sie bringt ihn in einem Korbe.

Der Fuhrmann nimmt seinem Tiere das Gebiß aus dem Maul, und während es mit eifrigem, hungrigem Mahlen aus dem Korbe frißt, den ich in der linken Hand halte, streichle ich ihm mit der rechten Kopf und Mähne.

Ich tue es sanft, langsam und oft. Wieder und wieder liebe ich dieselben Stellen. Und plötzlich will ich fast ersticken vor Rührung und breche in dummes Weinen aus. Ich vermag die Tränen nicht zurückzuhalten. . . . trotz allen Bestrebens, es zu tun, rinnen sie weiter und sollen es auch.

Und sie neigen die letzten Körner, die das gute Ross prüfend auf dem Boden des Korbes zusammenliest.

Kun ist es fertig. Das Weidenkörbchen ist leer. Der Fuhrmann legt ihm den Zaun an und der Karren rollt von dannen. Ich reiße dem Manne die Hand, in der sich ein Silbergeldstück verbirgt.

„So, da könnt Ihr Euch unterwegs nochmals härten!“

Der Mann wagte mich weder anzusehen noch ein Wort zu reden, so gerührt war er.

Einen Moment blieb ich noch stehen, um dem Karren nachzublicken. Es mußte wohl etwas nicht in Ordnung sein, denn nachdem er ein Stückchen gefahren, hielt der Fuhrmann von neuem und stieg ab. Ich sah, wie er am Halsgeschirr etwas in Ordnung brachte. Bevor er aber wieder unter Segeltuch kroch, streichelte er dem Gaul die Mähne und Kopfte ihm freundlich den Hals. Dann stieg er wieder auf das Fahrzeug, und ich sah die Peitsche

unter dem Dach hervorwinken. Der Fuhrmann knallte und schwang sie hoch über dem Pferde fröhlich in der Luft — wie ein ermutigendes Zeichen des Schutzes . . . wie ein Lieb . . .

Mit einem tiefen, erleichterten Aufatmen wendete ich mich ab.

Uebersetzt von
Hermann Gesse.

Der Laubenkolonist.

Der Kleingartenbau, der für Tausende ein Bedürfnis ist, Tausenden, die während der Woche in schlecht ventilierten und ungenügend beschaffenen Räumen wohnen und arbeiten müssen, die Möglichkeit bietet, sich an den freien Sonntagen einmal von den Alltagsstrapazen zu erholen und wieder aufzuleben, ist auch von hoher volkswirtschaftlicher Bedeutung. Daß man das in Berlin nicht einsehen will, daß die Polizei dem Kleingärtner und Laubenkolonisten fortgesetzt Steine in den Weg legt, ihm das gelegentliche Liebernachten in seiner Laube nicht gestatten will, ja ihm sogar die Gartenarbeit am Sonntag verbietet, ist bedauerlich. Andernorts denkt man glücklicherweise nicht so kleinlich, denn zahlreiche städtische Behörden fördern die Laubenkolonien, die Schreber- und sonstigen Kleingärten und unterstützen diejenigen, die sich dem Kleingartenbau widmen wollen in weitgehendster Weise. Begünstigt durch diese Förderungen, von welchen wir in Berlin wenig oder gar nichts verspüren, sind an anderen Orten mächtig emporblühende Kleingartenbau- und Schrebergartenvereine und Verbände entstanden, deren Mitglieder teils recht erfolgreich Obst- und Gemüsebau betreiben, oft in einem solchen Umfange, daß sie mit ihren Erzeugnissen nicht nur den ganzen Bedarf für die eigene Familie decken, sondern auch noch die Märkte damit bescheiden. Wenn man bedenkt, daß immer noch Tausende, ja Millionen von Mark jährlich für oft recht geringwertiges Obst ins Ausland wandern, wenn man ferner bedenkt, daß fast alle Ländereien, welche Laubenkolonisten und Kleingärtner bewirtschaften, ohne die Tätigkeit dieser Pioniere als Oedland daliegen würden, kann man die hohe volkswirtschaftliche Bedeutung dieser Kleingartenkultur unmöglich abstreiten. „Viele Wenig machen ein Viel“, sagt der Volksmund. Erfreulich ist es, daß sich auch die großen Gartenbauvereine immer mehr des Kleingartenbaues annehmen und ihn nach Möglichkeit fördern.

Auf den beiden großen Dauergartenbauausstellungen des gegenwärtigen Jahres, die in Breslau und in Forst in der Lausitz stattfanden, hat der Kleingartenbau erstmals eine nicht unbedeutende Rolle gespielt. Die Forster Ausstellung wies eine ganze Kleingartenkolonie auf, die von breiter Straße durchzogen war. Diese Gärten wurden viel beachtet, denn sie zeigten sich unter den Händen rühriger Kleingärtner vom Juni bis Oktober in vollendeter Kultur; Blumenzucht, Obst- und Gemüsebau waren in jedem einzelnen dieser Kleingärten in glücklichster Weise vereint. Einteilung, Einfriedigung und die anmutigen Lauben, die man hier zu sehen bekam, konnten durchweg als vorbildlich bezeichnet werden. In Breslau trat der Kleingartenbau auf der Dauerausstellung weniger hervor, da hier der Verband schlesischer Schrebergärtner nur einige wenige Gärten mit kleinen Wohnlauben eingerichtet hatte, aber die große Obst- und Gemüseausstellung, die Mitte vorigen Monats im Rahmen der Breslauer Ausstellung zur Jahrhundertfeier veranstaltet wurde, war äußerst reich von Schrebergarten- und Kleingartenvereinen besetzt. Obst wurde von den Kleingärtnern weniger gezeigt, meist auch nur in geringerer Güte, weil eben die meisten Kleingärten noch jüngeren Datums sind und deshalb nur vereinzelt tragbare Obstbäume aufweisen. Was aber die Klein- und Schrebergärtner in Breslau an Gemüse zeigten, das konnte sich fast durchweg sehen lassen und lieferte den Beweis dafür, daß überall da, wo die Sache richtig angefaßt wird und wo die Einzelgärtner sich Belehrungen zugänglich zeigen, d. h. sachmännischen Rat einholen und befolgen, vorzügliche Resultate erzielt wurden. Manche Kleingartenvereine in der Provinz verfügen heute schon über eine so stattliche Mitgliederzahl, daß sie in der Lage sind, im Interesse ihrer Mitglieder einen fest angestellten Obergärtner oder Garteninspektor zu besolden, Beamte, die nicht nur jedem Kleingärtner des betreffenden Vereins oder Verbandes an Ort und Stelle mit Rat und Tat zur Seite stehen, sondern auch an bestimmten Tagen Sprechstunden abhalten, in welchen alle gestellten Nachfragen, soweit sie überhaupt zu beantworten sind, sachgemäß beantwortet werden.

Welchen Umfang der Kleingartenbau in einzelnen Städten bereits angenommen hat, dafür liefert der Verein für Kleingartenbau in Frankfurt a. Main einen drastischen Beweis; er zählt schon heute weit über tausend Mitglieder, die ausgedehnte, von den städtischen Behörden gegen ganz geringe Pacht zur Verfügung gestellte Ländereien bewirtschaften. Ein Dorado für Kleingartenbau ist auch die Industriestadt Forst in der Niederlausitz, die etwa 36 000 Einwohner zählt und zurzeit von einem etwa 25 000 Einzelgärten zählenden Kleingärtnerumgeben umgeben. Die meisten dieser Gärten werden von Handwertern und Fabrikarbeitern bewirtschaftet. Jetzt nach Schluß der Forster Ausstellung beabsichtigen die dortigen städtischen Behörden, etwa die Hälfte des 80 Morgen großen Ausstellungsgeländes, und zwar das sogenannte Vorgelände, in Kleingärten aufzuteilen, die zweite Hälfte dagegen, das anschließende Gelände der sogenannten Behrmittel, welches die Lausitzer Reize und ein Kühlgraben umschließt, in einen Volkspark um-

zugestalten, welchem die herrlichen Rosengärten, die den Hauptanziehungspunkt der Forster Ausstellung bildeten, dauernd erhalten bleiben sollen. Zu diesem Zwecke hat die Stadt Forst sämtliche Rosen von den Ausstellern erworben.

In Berlin liegen die Verhältnisse weit ungünstiger als anderswo, denn hier kann sich nur derjenige einen Garten leisten, der die nötigen Mittel besitzt, um weitab von den Grenzen Groß-Berlins ein Stück Odland zu erwerben und urbar zu machen. Die meisten sind auf die Laubenkolonien angewiesen. Die gesamten Gelände dieser Kolonien sind Spekulationsgelände in den Händen von Grundstückspekulanten. Diese verpachten sie meist für ein Spottgeld bis zum Baustellenverkauf, um eine wenn auch nur geringe Verzinsung zu erzielen, an Unternehmer, sogenannte Generalpächter. In winzige Parzellen aufgeteilt, werden die Gelände nun zu wahren Wucherpreisen an das arbeitende Volk weiterverpachtet. Aber nicht nur eine Wucherpacht muß der Kleinpächter zahlen, er muß oft auch dem Generalpächter, der in der Regel in seiner Kolonie einen Handel mit Schnaps und Bier betreibt, so viel Alkohol als möglich ablaufen, um nicht an die Luft gekehrt zu werden, wenn sich gelegentlich ein mehr trinkfester Pächter meldet. Zu diesem schwerwiegenden Uebel kommt noch die Unsicherheit des kleinen Besitzes, denn jeden Tag kann die Bebauung beginnen; der Laubenkolonist wird dann oft mitten in der Vegetationszeit, noch ehe er die Früchte seiner Arbeit ernten konnte, mit Laube und Grünkraut an die Luft gekehrt.

Es wäre dringend zu wünschen, daß diesen unhaltbaren Zuständen durch das Eingreifen der Stadt Berlin ein baldiges Ende bereitet würde. Was Forst und andere kleine Provinzstädte leisten, das muß auch Groß-Berlin leisten können. Was uns not tut, ist die Schaffung von Kleingärten auf städtischem Grund und Boden, der dauernd hierfür bestimmt wird, also dauernd von der Bebauung ausgeschlossen ist.

Unter den gegenwärtigen unsicheren Verhältnissen ist es für den kleinen Mann ein nicht geringes Wagnis, die gepackte Scholle mit Bäumen zu bepflanzen. Man bedenke nur, daß selbst Buschbäume, sorgemäße Pflanzung und Pflege vorausgesetzt, frühestens im fünften bis sechsten Jahre nach der Pflanzung einigermaßen in die Wagsschale fallende Erträge liefern, während bei Halbstämmen zehn, bei Hochstämmen fünfzehn Jahre bis zur richtig einsetzenden Ertragsfähigkeit vergehen, günstige Witterung vorausgesetzt. Wie die Verhältnisse heute liegen, kann der Pächter auf unsicherer Parzelle, abgesehen von der Pflege seiner Blumenliebhaberei, die sich ja immer im bescheidenen Umfange hält, nur Gemüse, im günstigsten Fall noch Beerenobstkultur betreiben.

Wo man einigermaßen sicher ist, daß einem die Parzelle in den nächsten 3 bis 5 Jahren nicht entzogen wird, da pflanze man Beerensträucher, in erster Linie Johannisbeeren, Stachelbeeren, Himbeeren, auf größeren Parzellen auch einige Brombeeren. Derartige Beerensträucher bringen oft schon im zweiten Jahre nach der Anpflanzung ganz nette Erträge, buschförmig gezogene Sträucher lassen sich auch im Herbst und Frühling, wenn man die Parzelle wechseln muß, jederzeit unbedenklich ausnehmen und weiter bepflanzen. Sind sie für die Einzelbüsche zu stark geworden, so kann man sie gelegentlich des Verpflanzens durch vorstichtiges Teilen in sechs, zehn und mehr Einzelsträucher zerlegen. Diese Einzelteile wachsen bei Brombeeren und Himbeeren ohne weiteres, aber auch bei Stachel- und Johannisbeeren, und hier selbst dann, wenn jedem abgerissenen oder abgelägten Strauchteil nur wenige Wurzeln anhaften; es ist dann nur erforderlich, die Raß- oder Schnittstelle glatt nachzuschneiden und die Einzelteile recht tief zu pflanzen, vielleicht 15–20 Zentimeter tief. Dieses Tiefpflanzen hat die Bildung junger Triebe zur Folge, die das Erdreich durchbrechen und schon nach 2–3 Jahren reiche Ernten liefern.

Für die Kultur des Beerenobstes spricht auch die vielseitige Verwendbarkeit der Ernten im Haushalte. Stachelbeeren liefern schon in ganz grünem Zustande ein beförmliches Kompott. Da sie meist überreich mit Früchten behangen sind, kann man bis zur Hälfte der Früchte im grünen Zustande entfernen und im Haushalte verwerten, ohne Einbuße am Gesamtertrag reifer Früchte zu erleiden. Dann erst, nachdem bei reichem Fruchtansatz die Hälfte grün geerntet ist, bietet sich der verbleibenden zweiten Hälfte die Möglichkeit, zu vollkommener Ausbildung zu gelangen. Bei großfrüchtigen Sorten hat dann die Einzelbeere des ausgedünnten Strauches meist mindestens das doppelte Gewicht einer Einzelbeere von nicht ausgedünntem Strauche. Johannisbeeren, Himbeeren und Brombeeren verarbeitet man auch zu Gelee, zu Kompott und gewinnt aus ihnen einen brozglüchlichen Wein und einen erfrischenden Saft. Auch reife Stachelbeeren eignen sich zur Weinbereitung. Die Brombeere ist für den Kleingärtner dadurch wertvoll, daß sie erst vom Hochsommer reift, also die Beerenobsternte bis dahin verlängert. In den heißen Sommertagen gibt es keine erfrischendere Frucht als die Brombeere, höchstens käme hier noch die schwarze Maulbeere in Frage, die aber einen mächtigen Baum bildet, der in unserem Klima nicht besonders gedeiht, besonders in der Jugend leicht erfriert, auch das Verpflanzen schwer übersteht. Brombeeren und Himbeeren können freilich durch ihre Ausläuferbildung recht lästig werden, einige wenige Himbeeren lassen sich aber im Kleingarten in den ihnen zugewiesenen Schranken halten, und unter den Brombeeren gibt es einige Sorten ohne Ausläufer, die man in erster Linie berücksichtigen sollte; am meisten empfehlenswert sind die amerikanischen Brombeeren.

Kleines feuilleton.

Keine Arbeit!

3 Uhr nachmittags! Dumpf und schrill und brausend klingt die Sinfonie des Tages, das Hobeled der Arbeit, der brutale Schrei des Existenzkampfes Straß auf Straß ab.

3 Uhr! Durch die Reihen der Gestalten, die die Bänke auf dem Dönhofsplatz bevölkern, geht ein Rud. Irgendeiner hat die Zeit angefangen. Nun reden sie sich auf, gewaltsam, müde, verdrossen. Noch lastet das dumpfe Brüllen auf den Gemütern. Alle schlagen dieselbe Richtung ein. Sie bleiben nicht die einzigen.

Aus der endlosen Menschenkette lösen sich immer mehr Glieder, die herbenartig, wie einem Instinkt folgend, denselben Weg gehen. Und sie sind nicht die ersten. Schon harrt eine stattliche Reihe anderer vor der Zeitungspflanzung, deren Niesenpalast sich prächtig aus den übrigen Geschäfts- und Wohnhäusern hervorhebt.

Arbeitslose! Du kennst sie aus tausend anderen heraus. Sie fallen Dir auf, ganz unwillkürlich — „am Gang und Blick und Gewand“. — Schatten gleich gleiten sie an der Häuserfront hin, und wenn sie die Straße überschreiten, blicken sie kaum um sich. Wie Vögel um das Futterhäuschen sammeln sie sich um das Portal, vor dem ein Schutzmann steht — breit, massig, achtungsheischend. Und dann kommen noch mehr Beamte und in den Klumpen Anglick wird Richtung gebracht, Richtung, Zucht und Ordnung.

Dichter, geschlossener werden die Reihen, lautlos rücken die Vielen, Vielzubielen heran, das Glend schleicht auf weichen Sohlen.

Die Frauen warten gefordert im Hausflur. Sie warten und tuscheln, in Hut und Schürze, das zierliche Handtäschchen neben dem plumpen Hosenklob, die Kontoristin neben dem „Mädchen für alles“, der „Geldstern“ neben der Waschfrau, die Anfängerin neben der „ersten Kraft“, sie harren und warten und blicken mit hungrigem, brennendem Ragen in den Torweg hinein, alle, alle, die Frauen, wie die Männer, als müsse von dort lächelnd, strahlend, spendbringend das Glück kommen.

Sie stehen geduldig und warten und haben das Warten gelernt. Und hant zusammengezwängt sind sie auch, wie vom Wirbelwind zusammengefaßt. Eine Galerie von Einzelschicksalen, die ausrangierten Mädchen der Wirtschaftsmaschinerie. Eine einzige Klasse, aber verschiedene Stufen. Ganz ungleichartig in ihrer Zusammenfassung. Besuche den Arbeitsnachweis irgend einer Berufsgruppe und Du siehst ein geschlossenes Bild, verstreut den Hauch der Gemeinsamkeit. Hier ist es anders. Sieh Deinen Nachbar an: rot, wetterhart, gedrungen, mit Knüpfstuch und rauchlebernen Schafstiefeln. Das Fluidum des Ofens umgibt ihn, die niedere Stirn, der wulstige Mund verraten den Slawen, der stumpfe Blick den Analphabeten. Er kann nicht lesen und wartet auf das Inseratenblatt. Irgendeiner wird ihm behilflich sein. Von irgendeinem Gut ist er entlassen oder davongelaufen, nun setzt er seine Karte auf Berlin. Und neben ihm, im abgehabten aber peinlich sauberen Gehrock der Intellektuelle, mit feinen, durchgegeistigten Jügen und schmalen, weißen Händen. Und hier ein Keufischer und da ein Bäcker und ein Hausdiener und ein Chauffeur. Und immer weiter so.

„Kohrleger biste?“ fragt ein dünner, langer Mensch den knochigen, starken Mann mit den ausgearbeiteten Händen neben ihm, „hm, Kohrleger, leen schlechtes Jeschäft, da melde Dir man bei Krupp, der kann Dir brauchen for unterirdische Jänge.“ Der Starke findet den Biz nicht übel, er lacht, die Umstehenden auch. Aber nur so nebenbei. Ihr Interesse konzentriert sich auf die kommenden „Stellen“. Ein kleiner Bursche zieht ein trockenes Stück Kommissdrot hervor. Man sollte meinen, es wäre eine Marmorsäge nötig, um es zu zerleinern. Aber der Besitzer nimmt die Tätigkeit mit Mut und Ausdauer auf. Seine Kimmbaden mahlen wie eiserne Walzen und scheinen auf solche Kost eingestellt zu sein.

„u Hausdiener verlangt, der Klavier spielen kann“, ruft ein vorüberfahrender Kutscher in die Kolonne. Antworten schwirren hinter ihm her, grob und bissig, und gehen im Geknall der Peitsche und im Lärm der Straße unter. „Wie lange hummelste schon?“ „In diesem Jahre schon vier Monate — id finde ooch nicht mehr vor Weihnachten“. Der das spricht, redt den Hals höher, nach dem Portal hin. Von der andern Zeitung kommen bereits welche. Ihre Augen gleiten hungrig über den Druck. Die Kolonne wird unruhig. Einer schäht den andern ab, ob er finlere Weine hat, ob er noch einen Groschen Fahrgeld besitzt — und die Glücklichen, die Fahrräder mit sich führen, prüfen nervös die Gummireifen: bald beginnt die Jagd nach dem Glück.

Jetzt. Einem Rudel hungriger Wölfe gleich, queißt sich der Strom in dem Portal, die ersten kommen lesend und stolpernd bereits wieder auf der anderen Seite heraus, die Radfahrer springen in den Sattel und rasen davon, die anderen zu Fuß hinterher und nur die Stadtfremden ohne Lokalkenntnisse stehen rat- und hilflos umher.

Im Hofe summen die Zeitungsmaschinen, die ersten bleichen Blättchen flammen auf, während hoch oben vom Dachstuhl der letzte Schimmer der Herbstsonne verfliehet.

Leer ist der Hof, leer der Bürgersteig, die bleichen, hungrigen Gestalten sind verschwunden, untergetaucht im Großstadtgewühl, die Schulente tapfen schwer und gemächlich über den Asphalt hin.

Morgen findest Du wieder dasselbe Bild, morgen und übermorgen und alle, alle Tage, bis, ja bis der Bahntun des Kapitalismus ausgetobt hat.

Emil Luger.

Erziehung und Unterricht.

Volkshochschulen in Finnland. Weit bekannt sind die bänischen Volkshochschulen, denen dieses Land neben dem Genossenschaftswesen seine Wiederauferstehung verdankt. Auch von den schwedischen Volkshochschulen hörten wir schon. Daß auch Finnland, jenes unglückliche, unter dem zaristischen Terrorismus schmachtende und doch so mutig um seine geistige und politische Befreiung kämpfende kleine Kulturland im Norden seine hohen Schulen für arme Bauern und Arbeiter hat, war bisher weniger bekannt. In den „Dokumenten des Fortschritts“ finden wir eine Schilderung des Charakters und der seitherigen Erfolge der Bewegung, die uns Achtung abzwingt.

Die erste finnische Volkshochschule wurde 1889 in der kleinen Stadt Vörga gegründet, der 1891 zwei weitere in Esbo und Kronoby folgten. Gegenwärtig gibt es 41 Volkshochschulen in Finnland, darunter 14 mit schwedischer und 27 mit finnischer Sprache. In 40 von diesen Schulen werden 1684 Schüler unterrichtet oder 41,6 pro Schule. In den schwedischen Schulen haben 85 Proz. der Schüler höhere Kenntnisse, in den finnischen 69 Proz. In den schwedischen sind 69 Proz. Söhne und Töchter von Bauern, der Rest von nicht besitzenden Käufern oder Landarbeitern, in den finnischen 73 Proz.

Im allgemeinen hat die finnische Volkshochschule ihre Anregungen aus Dänemark erhalten, von den Grundtvigschen Ideen, die von Ludwig Schröder und Paul la Com in der erweiterten Volkshochschule in Åsloew entwickelt wurden. Man beschäftigt sich in diesen Schulen viel mit Literatur. Es ist selbstverständlich, daß bei einem national unterdrückten Volke das nationale Problem eine große Rolle spielt. Aber auch Naturwissenschaften werden getrieben, Mathematik, Physik. Daneben wird das in der Volksschule Gelernte: Schreiben, Lesen repetiert. Endlich werden den Schülern auch praktische Kenntnisse übermittelt, in der Buchführung, dem Aufsetzen von Kontrakten, in der Tischlerei, für Mädchen im Weben, Nähen und Kochen usw. Seit einigen Jahren wird Wert darauf gelegt, den Schülern etwas landwirtschaftlich-theoretische Ausbildung zu geben.

Ein Kursus dauert sechs Monate: vom 1. November bis 1. Mai. Die Schüler haben ein Durchschnittsalter von 18—20 Jahren. Fast alle Schulen sind Internate d. h. die Schüler wohnen und essen gemeinlich mit den Lehrern im Institute. Bis vor einiger Zeit wurden die Schulen durch die Opferwilligkeit einzelner Mitbürger und Landgemeinden erhalten. Schon oft hatte der Landtag die Regierung um Bereitstellung finnischer Staatsgelder für die Schulen erucht. Es wurde aber stets nur ganz wenig bewilligt und erst seit dem großen Systemwechsel im Jahre 1905 wurde ein Staatszuschuß gewährt, der die Existenz der Schulen sichert. Es ist aber sehr zweifelhaft, ob er auf die Dauer wird erhalten bleiben.

Medizinisches.

Aus der Apotheke des Mittelalters. Das siebzehnte Jahrhundert rechnet der Historiker zwar nicht zum Mittelalter; in bezug auf einzelne Zweige der Heilkunde und die verordneten Arzneien gehört es doch dazu, und zwar zum finsternen Mittelalter. Die „Varietas“ hat ein paar Rezepte ausgegraben, die einem die Haare zu Berge stehen lassen. Im Jahre 1635 verordneten die Aerzte dem Marschall Vorge sogenannte „englische Tropfen“, deren Hauptbestandteile getrocknete Bipern und der getrocknete Schädel eines Gehirns waren! Kardinal Mazarin erhielt gegen die Gicht zunächst einen Aderlaß und darauf wurde ihm das geschwollene Bein in — Pferdemiß eingepackt. Kardinal Richelieu sollte gar nach ärztlicher Vorschrift mit einem widerlichen Getränk den Mund ausspülen, das aus Pferdemiß und Wein hergestellt war. Wohl bekomm's! Die schweren Seuchen, wie die Pest, bekämpfte man nach der genannten Quelle mit Arzneien, die aus der Apotheke des Aberglaubens stammten. Eine sehr beliebte Vorschrift lautete: Man fängt bei abnehmendem Mond im Juni, Juli oder August eine recht große Kröte, bindet ihr einen Faden ans Bein und hängt sie so am Kamin auf, daß sie frei schwebt und gerade von der Wärme erreicht wird. Weiter muß man ein haustgroßes Stück Wachs weich werden lassen und unter der Kröte so andringen, daß es alles auffängt, was aus dieser herauskommt; hierunter ist eine Majolikaplatte anzubringen. Nun zündet man eine Wachskerze an und hält der Kröte die Flamme mehrmals an den Bauch und den Rücken. Dann gibt sie ihr Gift von sich, das mit dem Wachs aufgefangen werden soll. Dieses „Krötenopfer“ ist fortzusetzen, bis die Kröte stirbt; bei manchen Kröten tritt dies erst am dritten Tage ein. Sobald die Kröte tot ist, öffnet man ihren Leib, nimmt die Eingeweide heraus und bringt sie auf das Wachs. Alles zusammen wird dann im Freien an der Sonne getrocknet und schließlich in eine Holzstapel getan, die man mit drei Fäden am Arm des Kranken befestigt!